

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 24 (1944-1945)
Heft: 4

Artikel: Unsterblichkeit?
Autor: Brock, Erich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

durch Beispiele aus dem Osten stark beeinflußt wurden. Man kann aber trotzdem hoffen — soweit ein Schweizerbürger über andere, die ungemein Schmerhaftes durchlebten und noch durchleben, urteilen darf —, daß die Stimme des wahren Frankreichs in dem Augenblick, da seine Bürger sich wieder gegenüberstehen werden, die Stimmen der Rache, der Dogmatische ohne Fühlung mit dem wirklichen Leben oder der politisch Ehrgeizigen über tönen wird. Die nachfolgenden ergreifenden Verse, die aus dem Lager des Widerstandes stammen und „O pays nommé France“ überschrieben sind, versinnbildlichen diese gerechte Hoffnung:

O pays nommé France,
En tombeau transformé,
Signe de l'espérance,
Aux ténèbres jeté.

O misère qui pense,
Vrais visages baissés,
Dans un même silence
Vous vous reconnaissiez.

On arrache la guerre,
Et l'orgueil et les blés,
A tes bras désolés.
Mais déjà ta colère
Et ta force première
Rechargent les cités.

Unsterblichkeit?

Von Erich Broeck.

I.

Die Frage der Unsterblichkeit sammelt heute nicht mehr die maßlose und soweit doch morbide Leidenschaft auf sich, mit der sie von manchen früheren Zeiten erörtert wurde. Teils aus Verflachung, teils aus Vertiefung des Diesseitigen ist dieses weithin Selbstzweck geworden — zu dem das Übersinnliche als Perspektive gehören mag. Aber das Diesseitige dürfe nicht mehr nur Mittel und Vorbereitung sein, nicht mehr unaufhörlich über sich hinaus getrieben werden. Die Menschen sind heute zahlreich, welche für ein sinnvoll geschlossenes, die natürlichen Möglichkeiten voll ausschöpfendes Leben Unsterblichkeit leichten Herzens hinzugeben meinen würden. Die Gegenwart hält es weithin mit dem bekannten Goethe-Wort:

„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.
Tor, wer dorthin die Augen blinzend richtet, . . .
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweisen!“

Und wer wollte leugnen, daß darin auch etwas Gesundes liegt? Aber wie Goethe selbst dann gerade aus der Idee der rastlosen Tätigkeit wieder auf die Unsterblichkeitsfrage kam und sie für sich bejahend entschied — so regt sich auch bei uns die Teilnahme wieder lebhaft, wenn uns der Versuch entgegentritt, aus der gesunden Erstnahmē des Diesseitigen ein System zu machen, das dam Einzelmenschen endgültig die „Aussicht verrennt, drüber“ noch etwas zu sein.

Diesen Versuch macht das an sich wertvolle Buch von R. Schrötter und W. Wüst „Tod und Unsterblichkeit im Weltbild indogermanischer Denker“¹⁾. Es ist eine Sammlung von Gedanken aller Zeiten, die viel Tiefes und Schönes enthält und auch dem Kenner des metaphysischen Denkens der Völker noch erfreuliche Überraschungen bieten wird²⁾. Aber es geht dem Buche nicht allein darum, sondern es ist ein ausgesprochenes Bekenntnis, ja eine Kampfschrift, wie aus der Zusammenstellung der Zitate und dem Nachwort klar wird. Das Bekenntnis ist ein deutschgläubiges, und zu den Grunddogmen dieses Glaubens gehört die Ablehnung wie des persönlichen Gottes und der Vorsehung im einzelnen, so vor allem der persönlichen Unsterblichkeit. Die Erörterung dieser letzteren Frage wird von dem Buche umso mehr nahegelegt, als die gegebenen Abschnitte in ihrer positiven Meinung weit auseinander streben und nur in jener Verneinung der Unsterblichkeit zusammenstreffen. Die Auswahl wurde aus leicht einzusehenden Gründen auf indogermanische Quellen beschränkt. Es ist unleugbar, daß die Indogermanen eine Hinneigung zu pantheistierenden Weltanschauungen immer hatten, im Gegensatz zu dem schroffen Supranaturalismus der Semiten, und daß der deutsche Geist dieses indogermanische Erbe besonders reich zu Blüte und Reife gebracht hat. Allerdings bleibt ebenso unbestreitbar, daß die deutsche Mystik ohne den von vergriechten Semiten stammenden Neuplatonismus geschichtlich nicht verständlich ist, und daß dem großen Ausbruch des Pantheismus im deutschen Idealismus fast überall Spinoza Pate stand. Überhaupt hat man sich klar zu machen, daß (so gut wie der Islam unausschließbare indogermanisch-pantheistische Elemente aufgenommen hat) abendländischer Religion, sei es Christentum oder was immer, die Zusammenfügung von aristischem und semitischem Geist heute einfach vorgezeichnet ist. Eine Religion, welche Transzendenz oder Immanenz — Gegenüberstehen oder Einswerden von Gott und Mensch, Gegensatz oder Selbigkeit — des Göttlichen Ferne oder Gegenwart, Verborgenheit oder Offenbarkeit — das Moraleische oder das Mystische, das Vermittelte

¹⁾ Zweite Auflage. Ahnenerbe-Stiftungs-Verlag, Berlin 1939.

²⁾ Vielleicht könnte in einer ferneren Auflage die Quellenangabe etwas systematischer gestaltet werden; man sollte z. B. Arnim nicht nach dem Nationalsozialistischen Jahrbuch 1937, sondern nach der betreffenden Stelle seiner Schriften zitieren. Und was heißt „v. zw.“? Wir haben uns herausgelügelt: „vor Zeittwende“, d. h. vor Christo. Ist das nicht eine gewisse Vogelstraßpolitik? Sollte man nicht entweder „vor Christo“ sagen, oder eine andere Zeitrechnung beginnen?

oder das Unmittelbare — welche eine dieser sich entgegenstehenden Positionen gänzlich ausscheiden will, hat keine Aussicht, sich im Volksbewußtsein Europas zu behaupten. Und so ist z. B. seit hundert Jahren mancher Versuch gescheitert, indische Religion daselbst wirklich heimisch zu machen. Auch seine Erneuerung hier räumt die Bedenken nicht aus, ob es angeht, das indische Weltdenken breiteren Schichten so abrupt darzubieten, wie es gewöhnlich geschieht. Was stellt sich der Leser hier unter „Atman“ und „Brahman“ vor — um nur an Äußerliches anzuknüpfen? Diese indischen Dinge kann man entweder gelehrt verstehen, und dazu gehört eine genaue Kenntnis der Sprache. Oder man kann sie mitlebend verstehen, indem man mit allem Ernst und Lebenseinsatz die inneren Handlungen vornimmt, zu denen sie ja immer Anweisung sein wollen. Ein drittes, also etwa ein populärphilosophisch-literarisches Verständnis dürfte fruchtbarerweise schwerlich zu erzielen sein, sondern es kommt dann leicht zu etwas wie dem Salonbuddhismus Schopenhauers.

Auf jeden Fall würde positiv der indische Quietismus und Asketismus den Grundsätzen der Herausgeber wenig entsprechen. Die Grundanschauung des zeitgenössischen Pantheismus, welcher als bestreitender Partner einer Auseinandersetzung über die Unsterblichkeitsfrage allein wichtig ist, ruht vielmehr auf einem positiven Lebens- und Kraftgefühl. Bei einer solchen sinnvoll eingegrenzten Auseinandersetzung muß der Pantheismus auch auf die Hilfeleistung seitens des reinen Materialismus verzichten, was in unserm Buch nicht mit Folgerichtigkeit geschieht. Der theoretische Materialismus spielt in den furchtbar bedrückten letzten Jahrzehnten keine nennenswerte Rolle mehr, weil gerade durch diese Lage der Lebenswille aufs äußerste angestachelt worden ist. Materialismus als theoretisches System erweist sich auf die Dauer als absurd. Zu behaupten, daß Leben und Geist in ihrer unbestreitbaren, wenigstens verhältnismäßigen Zweck- und Sinnhaftigkeit aus dem angenommenen Stoß von Atomen sich „von selbst“ ergeben sollten, erklärt noch weniger als die Mythen der Naturvölker, etwa daß die Welt, von einem Urvogel ausgebrütet, aus einem Ei gekommen sei usw. Der Materialismus ist als Stimmung letzter Entkräftigung unter der Last sinnlosen Lebens von Bedeutung — niemals aber als System. Auf der andern Seite muß heute in solcher Auseinandersetzung, wer an dem Unsterblichkeitsglauben festhält, auf die Unterstützung rein dogmatischer Standpunkte verzichten, selbst wenn sein eigener Glaube hauptsächlich darauf beruhte. Überzeugende Kraft hat autoritärer Dogmatismus in Religionsdingen heute nur noch in engen Kreisen. Eine andere hier unwertbare Haltung ist die des Spiritualismus. Es scheint zwar, daß das Material, welches dieser in jahrzehntelanger Arbeit aufgehäuft hat, zum Teil recht ernsthaft und wissenschaftlicher Prüfung würdig ist. Aber ein Beweis scheint uns von hier nicht gewinnbar. Die Wirklichkeit von Geistern Abgeschiedener wäre nur dann aus ihren angeblichen Botschaften streng zu beweisen, wenn das Medium die Kenntnis der darin vorkommenden

als wahr festgestellten Aussagen auf keine andere Weise erworben haben könnte. Da aber starke Medien, wie wohl als sichergestellt anzusehen ist, die Fähigkeit besitzen, das Unterbewußtsein anwesender und abwesender Personen „anzuzapfen“, ja wohl gelegentlich in Zeit und Raum entfernte gegenständliche Tatbestände wahrzunehmen, so ist schwierig zu sehen, wie jener Erweis je sollte geliefert werden³⁾. Es muß also die Erörterung auf dem Boden vernünftiger Besinnung vor sich gehen.

II.

Zunächst ist klarzustellen, daß die Ersatzleistungen, welche die Pantheisten den wesenhaften sich im Unsterblichkeitsgedanken befriedigenden Ansprüchen anbieten, einen solchen Namen kaum verdienen. Diese Leistungen dienen in unserem Buche der Umschaltung aller Wertgesichtspunkte vom Einzelnen auf Gemeinschaft und Sache. Die Herausgeber formulieren diesen Leitgedanken, der den Kindern wie den meisten andern angezogenen Denkern ziemlich fern liegt, dahin, daß der Einzelne nichts sei gegenüber dem „Blutstrom des eigenen Volkes, aus dem das uns Gleiche stets wieder neu geformt werden wird“. Und wenn dem Einzelnen dieses Fortleben nicht genügt, so wird er auf seine Kinder verwiesen, in denen er ja wirklich und voll fortlebe. Auch dies fügt sich natürlich den Positionen von unmittelbar politischer Tragweite, welche die Herausgeber interessieren, vortrefflich ein. Wie aber nun, wenn die Kinder mißraten sind, so eindeutig, allseitig und abscheulich mißraten (es genügt schon weniger), daß ihre vielleicht hochstehenden Eltern sich in keinem Zuge in ihnen wiedererkennen können? Das kommt vor, und oft, ohne daß jenen daran die geringste Schuld bei Zeugung und Erziehung zugeschoben werden kann. Wie auch nur, wenn die Kinder anders sind, so tief und gänzlich anders, daß die Eltern, selbst wenn sie die geistige Weite aufbringen, um dies Andere nach seinen positiven Möglichkeiten rückhaltlos zu bejahen, doch niemals sich selbst oder auch nur Wesentliches davon in ihren Kindern wiederfinden können? Besteht nicht die Gefahr, daß die Eltern, so mit ihrem Unsterblichkeitsverlangen allein auf ihre Kinder verwiesen, sie vergewaltigen und in die eigene Form pressen wollen, oder ihnen Aufgaben aufladen, die ihnen wesensfremd sind? — so wie es in einer Weise, die uns nur abschrecken kann, zwischen Vater und Sohn in einer hier zitierten Upanischaden-Stelle stattfindet, wobei jener diesen in feierlicher Weise mit dem väterlichen Wesen bis in die kleinsten Verrichtungen hinein sinnbildlich belädt. Näher liegt uns die Formulierung des Problems in Ibsens „John Gabriel Borkmann“, wo der Anspruch des Vaters mit der ganzen Banalität, deren die von ihrem Recht überzeugte Jugend fähig ist, abgewiesen

³⁾ Doch sei darauf hingewiesen, daß das Buch von Wilhelm Mattiesen „Das persönliche Überleben des Todes“ (3 Bände, Berlin, Verlag de Gruyter 1936—39), sich anheischig macht, den von uns vermißten Beweis auf Grund eines überaus reichen Materials in ziemlich wissenschaftlicher Weise zu führen.

wird. — Die Gefahr ist hier genau dieselbe wie bei vielen Eltern, besonders Müttern, die sich für das Fehlenschlagen ihres eigenen diesseitigen Lebens an den Kindern schadlos halten wollen und diese dann zu beiderseitigem größtem Schaden so zu besitzen wünschen, wie man nur sich selbst besitzen kann. Der Möglichkeit dieses ganzen Mißverständnisses unterliegt auch das Motto des Buches: „Ein Volk lebt so lange glücklich in Gegenwart und Zukunft, als es sich seiner Vergangenheit und der Größe seiner Ahnen bewußt ist“ (Heinrich Himmler). Es hat Perioden im Leben der großen Völker gegeben, die (in den repräsentativen Geistern) von höchstem Glücksgefühl erfüllt waren, wo diese Völker sich dennoch keineswegs der Gleichheit mit ihrer Vergangenheit und ihrer Ahnen bewußt waren, sondern gerade der radikalen Verschiedenheit, des Bruchs mit ihnen und des überströmend selbstgewissen Neuanfangs; so die italienische Renaissance oder die französische Hochklassik.

Ebenso wenig aber wie der völkisch eingekleidete Altruismus kann der allgemeine und individuelle Altruismus die Entscheidung dafür herbeiführen, allein eine individualitätslose Unsterblichkeit sei sinnvoll. Nach Angabe der Herausgeber sei Duldsamkeit gegenüber dem Glauben an persönliche Unsterblichkeit auf die Dauer nicht angängig; „denn nie wird eine wahre Sittlichkeit entstehen, solange der Glaube an eine in ewige Ichheiten zerklüftete Welt unduldsam herrscht. In solch einem Glauben muß das Ichgefühl erstarren, und das eigene persönliche Heil zur Richtschnur alles Handelns werden“. — Es scheint uns, der Vorwurf läßt sich gerade gegen die den Einzelnen leugnende, z. B. die buddhistische Ethik zurückgeben. Ist die Übelstat gegen den Nächsten, die auf Grund des „Das bist du“ unterlassen wird, auf Grund von etwas anderem als dem eigenen Heil unterlassen worden? Oder welche Logik kann noch von einem Mord abschrecken, wenn laut Schopenhauer das Dasein der individuellen Persönlichkeit als solcher belanglos ist, und alle Einzelwesen, im besonderen die absterbenden und die aufslebenden im strengsten Sinne untereinander identisch sind, sodaß das Bedauern über den Tod dieses oder jenes Wesens gegenstandslos sein soll?

Eine dritte Abbiegung des Verlangens nach Unsterblichkeit bedeutet die Versicherung, der Mensch lebe in seinen Werken genugsam fort. Dieser Beweisgrund steht auf noch schwächerem Boden als der vom Fortleben in den Anderen. Denn wenn wir die Nutz- und Sinn-Werke der Menschheitsgeschichte ansehen, so sind gerade die größten darunter, nämlich die schöpferischen Geisteswerke, nur zum geringeren Teile auf die Nachwelt gekommen. Was Jahrtausende und ganze Erdteile in dieser Art geschaffen haben, ist verloren; von vielem andern ist nicht mehr erhalten als einige entstellte Schnörkel. Wenn dies die Unsterblichkeit eines Pythagoras, eines Apelles — von dessen Kunst wir eine Last von Äußerlichem bis den wichtigsten Einzelheiten seiner Technik, seiner Komposition, seines Lebenswissen und mangels eines einzigen erhaltenen Pinselstrichs uns keinerlei

Vorstellung machen können — wenn dies ihre Unsterblichkeit ist, und die zahlloser anderer Großer, deren Namen wir nicht einmal kennen: so ist's läufig bestellt um die Unsterblichkeit.

III.

Sehen wir uns nun nach positiven Beweisen für die persönliche Unsterblichkeit um, so ist derjenige aus der Übereinstimmung der Völker in diesem Glauben wenig weittragend. Zwar stoßen wir fast bei allen Völkern auf den Gedanken irgendwelchen Fortlebens nach dem Tod. Aber meist handelt es sich um einen recht elenden Zustand, der noch dazu weitgehend vom Totenkult der Nachkommen abhängt. Verschiedenen Auffassungen ist gemeinsam, daß alle diesseitige Frische und Fülle des Daseins dahinfällt. Die Toten haben nur Empfindungen für das Dunkle, Kalte, Lautlose (Parmenides), sie sind die Schatten, die „Schwachen“, sie können nur durch Trinken von Blut, das sie wie Insekten umschwärmen, zu einer kurzen Scheinlebendigkeit gelangen, sie sitzen im Dunkeln, angstvoll zusammengefauert, und fressen Staub, sie frösteln nach der Sonne, sie gieren daran, ab und zu auf die Erde hinausgelassen zu werden, und müssen dann mit dem konservierten Leichnam sich wieder vereinigen, um daraus eine gewisse kurzlebige Kraft wiederzugewinnen. Dies ist nicht das Leben, das Gilgamesch sucht; von diesem weiß er ja, und wenn er es näher kennte, würde er „den ganzen Tag am Boden sitzen und ohne Unterlaß weinen“. — Tatsächlich würde jeder Verständige solchem Zustand die Vernichtung vorziehen. Die verlockenderen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode kommen erst in Zeiten, wo unter dem Druck äußerer Zerfalls und innerer Ermüdung das Lebensgefühl im Diesseits nachläßt. Das Jenseits wird aus dem dunklen Erdenschoß an einen Lichtort des Himmels verlegt, der nach zahlreichen Reinigungen erreicht wird. Geht diese Umwälzung geschichtlich von Syrien aus, so ist die hellenistisch-ägyptische Serapis-Religion die erste, welche mit einer gewissen Grundsätzlichkeit persönliche Unsterblichkeit verknüpft mit Seligkeit lehrt. — Auch die lange vorherrschende Auslegung der christlichen Unsterblichkeits-Anschauungen erlaubt keine dem heutigen Empfinden genugtuenden Vorstellungen. Darnach, wie nach den rechtgläubigen Lehren des Islam, wird nämlich nur eine winzige Minderzahl der Toten selig — auch dies wohl ein Zeichen starken Lebensbewußtseins. — So ist es unmöglich, der Deutung beweiskräftig entgegenzutreten, der geglaubte Zustand im Jenseits sei einfach eine umgekehrte Funktion des Gefühls vom diesseitigen.

Befragen wir also die Natur in vernünftiger Auslegung. Auch da scheint zunächst für den Unsterblichkeitsgedanken nichts zu gewinnen. Wer wollte leugnen, daß, so einmalig und staunenswert uns der Bau eines organischen Individuums ist, doch die Natur auf dies Wunderwerk nur wenig Wert zu legen scheint? Nämlich sie stattet die Individuen mit genau so viel Lebenerwartung und Sicherheit aus, wie nötig ist, damit die Art

nicht ausstirbt; — obwohl auch dies für sie kein unbedingtes Ziel ist. Es scheint die Natur also keine spezifische Mühe zu kosten, die uns so unsäglich kunstvoll dünkenden Einzelwesen in jeder beliebigen Zahl hervorzubringen, wenn einmal der Stempel dazu geschnitten ist — obwohl es immerhin undenkliche Zeiten brauchte, bis er geschnitten war. Und andererseits ist auch die Leichtigkeit und Massenhaftigkeit der Hervorbringung je nach höheren oder niedrigeren, edleren oder gemeineren Arten der Organismen stark verschieden.

Das spielt aber keine grundsätzliche Rolle, besonders wenn nun die Beweisführung weiter auf den organischen Sinn und Charakter von Bewußtsein und Individualität hinlenkt. Derselbe schließt von sich aus einen ehernen Rhythmus von Reimen, Blühen und Verwelken ein. Das ist ein wesentlicher und uralter Gedanke, der schon in den zahlreichen Mythen der Völker sich andeutet, die irgendwie zum Ausdruck bringen, daß Individualität und Bewußtsein eine Schuld sei, die gesühnt, ein prometheischer Raub, der mit Leiden bezahlt und schließlich zurückerstattet werden müsse. In Anaximander ragt diese Idee noch in die Philosophiegeschichte hinein⁴⁾). Natürlich liegen solchen Mythen immer die ja nie verschwindenden Lehren zugrunde, das Bewußtsein sei ein Feind des Lebens, ein unfruchtbarmachender, verzehrender Lichtstrahl, dem ein tragischer Charakter innewohne. Ja, es sei ein wahrer Höllengedanke, das Bewußtsein mit seinem nie abreißenden Zusammenhang, seiner zermalmend sich anhäufenden Erinnerungslast, seinem ersatzlos fortgesetzten Verbrauch aller Dinge ewig durch die Zeiten zu schleppen. Auch unsere Herausgeber betonen diesen Gesichtspunkt; als weitere Folgerung ergibt sich ihnen daraus, daß das Alter als Zustand gesteigerten Bewußtseins und herabgesetzter Lebendigkeit tatsächlich vom Innersten her abbruchreif ist. „Wir werden nicht, wie unser Unverständ es manchmal meint, unsere Jugend noch einmal mit den Erfahrungen des Alters empfangen. Denn sie wäre ja dann keine Jugend mehr, sondern alte abgestumpfte Menschen würden einen morgenfrischen Körper missbrauchen.“ Genau wie der Körper im Maße seiner Differenzierung an Lebenskraft verliert und, vom Tode allmählich durchwachsen, schließlich überwältigt und eingeschmolzen wird — so verlieren auch Seele und Geist an Lebensmöglichkeiten im Maße ihrer Bewußtwerdung, Individualisierung und Verpersönlichung. Daher hätten sie von innen heraus keine Möglichkeit zur Unsterblichkeit, ehe sie wieder in die Nacht des Unbewußten und der Entpersönlichung eingeschmolzen seien. Tatsächlich werde ja gerade an bedeutenden intensiven Persönlichkeiten bemerkt, daß das letzte Gesicht ihres Geistes nichts Biegsmes und Flutendes mehr habe, sondern etwas kristallisch Gesformtes, welches, solange es daure, Selbstzweck und

⁴⁾ Die Widerlegung der heute weithin angenommenen rein juristischen Auslegung des Anaximander-Fragmentes (welche von Werner Jäger stammt) behalten wir uns für ein anderes Mal vor.

eine Endform, gewissermaßen ein objektives Werk sei. Daß aber ein solches Werk-Werden eines Menschen nichts ist, was der menschlichen Unsterblichkeitssehnsucht als Ersatz lebendigen Überlebens angeboten werden könnte, sahen wir schon; denn die größten Werke sind eben zeitlich nicht beständiger als irgend eine sinnlose Ballung der Materie, eher weniger; und der Mensch will im Allerleibsten nicht nur Werk, sondern Leben.

IV.

Aber ist wirklich im Menschen großer endgültiger Form alles von ausgezitterter Veruhigung? Ist eine Form, die überhaupt nicht mehr irgendwie positiv auf das Bewegte jenseits ihrer hinweist, mehr als Chinesentum? Und ist nicht aller errungenen Form jene stille „Grundtrauer“ eingesenkt, von der Gottfried Keller spricht — welche ein Schutzmittel gegen „triviale Ruchlosigkeit“ sei⁵⁾), positiv aber Erfurcht vor der Gnade der Natur ist, vor dem zarten Zauber der Schöpfungsfrühe, der auch in der mächtigsten Verwirklichung des „Rings der Ewigkeit“ von keinem Leben je wieder erreicht wird?

So ist es mit der absolut endhaften Rundung der menschlichen Altersform nicht so eindeutig bestellt. Dabei sind es ja wenige, die überhaupt im Leben eine Form erreichen. Sehr viele dagegen sind es, die im Laufe ihrer Existenz unter der Last des Lebens oder der Last ihrer eigenen Unzulänglichkeit wie körperlich, so auch geistig-moralisch mehr oder weniger ergebnislos zerstört werden. Aber es gibt doch auch nicht wenige Menschen, auf jeder Stufe geistiger Differenzierung, die sich im Laufe dieser Existenz zu einer Persönlichkeit heranbilden, welche zwar auch mit Narben, nekrotischen Stellen, ja Verstümmelungen bedeckt ist, doch aber ein Ganzes bildet, das vorher nicht da war, und um das sich die gebrachten Opfer mindestens in einem Hauptsinne lohnen. Kommen wir ruhig den Pantheisten einmal in der Betrachtungsweise entgegen und schauen eine solche geistig-moralische Persönlichkeit als Naturerzeugnis an, was sie ja in einem Sinne auch ist. Nachdem also die Natur solche Gestalten auf einem nichtmechanischen Wege, auch nicht auf dem Wege von Stempel und Abdruck — sondern auf dem Wege persönlichen Kampfes, Einsatzes, Strebens, Verantwortungsgefühls einer bewußten Individualität hervorgebracht hat: — so ist es doch höchst unwahrscheinlich, daß sie dieses nur so zu erzielende Ergebnis einfach wieder fortwirkt. Es ist das noch weit unwahrscheinlicher als daß sie eine organische Spezies, ja die ganze phylogenetische Reihe wieder einreißt — was von Zeit zu Zeit aus planetarischen Verknüpfungen kommen mag. Und gerade wenn man die geistig-moralische Persönlichkeit in dieser Weise als Naturerzeugnis ansieht, so kann man sich dann nicht aus der Affäre ziehen, indem man sagt, die Natur interessiere sich für geistig-moralische Dinge nicht. Denn für eine „Gott-Natur“ ist alles

⁵⁾ Brief an Wilhelm Petersen vom 21. 4. 1881.

wesentlich, notwendig und sinnvoll, was sie erzeugt, außer etwa reinen Zufalls- und Abfallsprodukten. Nur vom rein materialistischen Standpunkt kann man der Natur Gleichgültigkeit gegen das Geistig-Moralische schlechthin beilegen, und diesen Standpunkt nehmen die Deutschgläubigen ~~ausdrücklich nicht ein~~: sie können höchstens jene Gleichgültigkeit gegen das Individuum behaupten, sofern sie es gegenüber der völkischen Gemeinschaft als dem alleinigen Träger der geistig-moralischen Wirklichkeiten radikal abwerten. Doch die Persönlichkeit ist eben mehr als das Individuum.

Aber nur dann wird die Natur ein solches hochgetriebenes Gebilde nicht fortwerfen können, um blindlings wieder von unten anzufangen — wenn die große Altersform die Persönlichkeit eben nicht ein selbstgenug-sames Ende ist, sondern notwendig eine offene Dimension in sich enthält, in der weitergebaut werden muß — und von der aus allein weitergebaut werden kann. Es bleibt dem Menschen, gerade wenn er im Alter weit-hin ein bewußtes Werk seines Geistes geworden ist, die Sehnsucht nach einem unendlichen Ganzen aus Geist und Leben unzerstörbar eingesenkt. Daher die oft so bemerkbare Unruhe der Menschen an der Schwelle des Alters, als hätten sie alles falsch gemacht im Leben, in Beruf, Liebe, Lebensgestaltung; als sei ihnen das Eigentliche vorenthalten geblieben, als müßten sie noch einmal anfangen und es nachholen. Das ist unmöglich, denn der Mensch ist nicht „so alt wie er sich fühlt“. Aber daß in ihm um diese Zeit oft das Gefühl lebt: Jetzt verstehe ich erst zu leben, jetzt müßte es erst angehen — das ist ein Zeichen. Die Jugend allein, mit ihrer oft dumpfen Bedrängtheit durch undurchhellte Überfülle des Lebens, ist nicht die Vollkommenheit des Menschen. Sondern wir sind sachlich genötigt, einen Zustand für möglich zu halten, wo die Erfahrung des Lebens wieder ein Material hätte, um sich anders als in bitteren oder beruhigten Be-trachtungen auszugeben; wo höchstes Wissen sinnvolle Pflege und Liebe zum Leben lehrte, und dieses sich der Leitung durch echte Weisheit willig schmiege; wo die geistig ausgereifte Form Erfüllung und Spannung durch neue Lebendigkeit erführe. Das Volk hat Sprichwörter für diesen Ent-wurf: „Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait!“ (Ein ähnliches deutsches Sprichwort findet sich in Luthers Tischreden.) All dies ist fast schon zu eindeutig ausgedrückt; aber wenn die Menschen vom Alter durch den Tod ins Nichts gerissen würden, so wäre es, als ob alle Individuen einer Tier- oder Pflanzenart regelmäßig vor Erreichung der Vollausbildung zugrunde gingen⁶⁾.

Die christliche Lehre von der Auferstehung des Fleisches, die in der Lehre mancher Theosophen und Okkultisten vom „Ätherleib“ überraschende

⁶⁾ André Malraux drückt diese Antinomie einmal dichterisch schön aus: „Il faut cinquante ans pour faire un homme, cinquante ans de sacrifices, de volonté, de tant de choses! Et quand cet homme est fait, quand il n'y a plus en lui rien de l'enfance, ni de l'adolescence, il est un homme“ (ein Mann), „il n'est plus bon qu'à mourir“. („La Condition humaine“.)

Bestätigung zu finden scheint, wagt Möglichkeiten von Ausblicken zu eröffnen, die diesen Widerspruch überbrücken. Früher war die „Auferstehung des Fleisches“ einer der großen Verlegenheitsanlässe der Dogmatiker; schon das spätantike Heidentum hat weidlich darüber gespottet. Heute ist uns der reine Geist ein unerträglicher, sachlich unvollziehbarer Gedanke. Ein mathematischer Himmel im Sinne Platons, ohne Sinnlichkeit, ohne die Dichte und Süße von Farben, Düften, Formen — ein Glück ohne die diesseits bezaubernde Mischung von Notwendigkeit und Einmaligkeit — wäre uns die Hölle selbst. Sind Leben und Bewußtsein wirklich so unvereinbar, wie uns von den Deutschgläubigen gesagt wird? Die neuere Philosophie ist mehr und mehr zu der Einsicht gelangt, daß beide aus ihrem tiefsten Wesen heraus aufeinander angelegt sind. Die zu erringende Selbstgenugsamkeit des Geistes und Glaubens ist nur ein pis aller irdischer Unzulänglichkeit — eine aufgenötigte Kampfhaltung; theologisch gesprochen eine Prüfung. Glaube ist ein Konstruieren und ein Als-Ob des Nichtgegenwärtigen, das durch moralische Kraft zu leisten ist. In seiner Höchstform wird er eine ins Physische hineinreichende, ganz individuell bedingte Kraft; und nach aller guten theologischen Lehre wird der blutige Kampf des Geistes, sich selbst erfüllen zu sollen, eben in Zusammenhang mit diesem Wege jenseits überwunden sein. So ist der Geist zuinnerst nicht vom Leben geschieden, sondern vermag es geradezu zu erzeugen. Die Bekanntschaft mit den Leistungen indischer Asketen, die man nicht mehr in Bausch und Bogen bezweifeln kann, kann in dunkeln Stunden des Erliegens unter die sinnlose Übermacht der Materie eine gewisse Hülfe über diese hinaus bieten. Doch auch in allgemeiner zugänglichen Räumen vermögen wir eine Vereinbarkeit von Geist und Leben zu ahnen: sei es das demütige, aber seinen Gegenstand erst ganz ergründende Wissen um das Leben, das im Alter aufleuchten kann — sei es die innigste geistige Durchhellung gegenwärtiger Lebendigkeit in hohen Augenblicken der Jugend. Auch unsere Herausgeber sagen, daß, „wenn das Leben sich selbst bewußt genießen und betrachten will“, die Aufspaltung im Individuum nötig ist. So können Bewußtsein und Leben kaum absolute Gegensätze sein. Und ebenso „Verbrauchtheit und Abgestumpftheit des Alters“ im Gegensatz zum „morgenfrischen Körper“, dies könnten Bestimmungen nur diesseitigen Daseins sein. Wenn die Last der Erinnerung und der Ziele den Menschen stellenweise völlig aushöhlt, die Gegenwart aus sich fortzerrt und das Leben austrocknet, so ist doch durch jede Nacht normalen Schlafes⁷⁾ wieder eine verhältnismäßige Auslöschung, Erfrischung, Erneuerung selbsttätig da; und eine solche könnte in unvergleichlich tiefer greifendem Maße, gleichfalls ohne Abreißen der Persönlichkeitsidentität, der Tod bedeuten.

⁷⁾ . . . ja sogar unruhigen Schlafes, in welchem die Gedankenarbeit unter der Wachbewußtseinschwelle pausenlos fortzugehen scheint — weil nämlich Erinnerung und Identitätsbewußtsein dieser traumartigen Gedankenarbeit alsbald hinter ihr erlischt.

Wenn aber der Geist etwas Stichhaltiges ist, so wird er außerdem irgendwie einen fortschreitenden Gesamtertrag des Lebens enthalten und aufweisen, und dazu muß wohl die Identität des Bewußtseins erhalten bleiben. Wenn der Mensch laufend reicher und stärker wird, so exträgt er sich und seine Identität ausgezeichnet. Ohne jenes hat aber Unsterblichkeit überhaupt keinen Sinn.

V.

Was vom spezifischen Schmerz des Bewußtseins gesagt wurde, ist allerdings darum nicht eine leere Rede, die durch rein vernünftige Widerlegung erledigt werden könnte. Wir Heutigen, die das Bewußtsein so hoch getrieben haben wie keines der früheren Geschlechter, wissen von jenem Leiden am besten. Auch in seiner niedrigsten Form ist das Bewußtsein vom Selbst und der Wille dazu keineswegs etwas durch sich selbst Bestand Gewährleistendes. Auf diese bloß triebhafte Selbstbezogenheit zielend, sind in unserm Buch und oft vorher ernst zu nehmende Vorwürfe gegen eine Unsterblichkeitshoffnung erhoben worden, die sich allzu unumwunden mit der religiösen Weihe versehen hat. Die bloße Gier und Angst des Menschen, als Ich zu überleben, ist noch nichts Religiöses. Wird ihr dies zu billig abgelassen, so kommt es zu jener Spießbürgerei, wo der Mensch mit seinem ganzen Anhang von Alltagsverknüpfungen, von Titeln, Anekdoten und Blunder jeder Art, mit aller engen und dumpfen Wärme diesesseitigen Daseins eisern die Ewigkeit zu erdauern verlangt. Das ist eine Anschauung, die Gott kein größeres Geschäft beilegt, als allen unsfern Kram schön beisammen zu halten und zu sorgen, daß unsere bürgerlich angenommenen Gewohnheiten über das Leben hinaus ungekränkt bleiben. Doppelt ist solche Selbstumklammerung des Ich als Grundlage des Unsterblichkeitsglaubens noch kein Rechtstitel auf solche — ebenso wie aus der bloßen Todesfurcht des Menschen (die als Weltangst, als abgrundige Verlorenheit metaphysische Ausmaße annehmen kann) und der Tiere die Unsterblichkeit des Individuums nicht zu folgern ist. Denn es könnte sich da um eine bloße List und Veranstaltung der Natur handeln, um das Einzelwesen trotz allem Jammer nach Kräften im Leben festzuhalten.

Die Todesangst kann bei ganz wert- und wesenlosen Menschen wahnwitzige Formen annehmen. Und betreffs der Tiere⁸⁾ genügt es, der Schlachtung eines Schweines beizuwohnen, um sich über die da freigesetzten Intensitäten Rechenschaft zu geben. Todesfurcht und Lebenswillen messen sich in ihrer Inständigkeit aneinander, und in dem gewaltigen, nie abreißenden Laut des tropischen Urwaldes, der sich zu gleichen Teilen aus Brunst- und Todesgeschreien zusammensezt, wird dies Wechselverhältnis zum Bilde. Was die Selbstumklammerung des Menschen anlangt, so

⁸⁾ Es ist bekannt, daß viele Tiere, besonders wenn sie nicht mehr ganz jung sind, schon durch bloßes Eingesangenwerden vor Angst einen Herzschlag erleiden können.

kann sie derart brutal werden, daß das Verlangen nach ewiger Dauer nur noch als ungeheure Selbstsucht erscheint. Indem sie aber so ganz im Natürlichen versenkt bleibt, scheint sie gerade für jene List der Natur zu sprechen, welcher nichts Objektives entspräche. Die falsche Verübersinnlichkeit dieses Verhältnisses hat Ludwig Feuerbach in einem Wort unseres Buches nach Verdienst gegeißelt. „Die Selbstverleugnung unserer modernen Theologie ist nur Schein, nur Spiel. Das Individuum wirft sich nur weg, um von Gott sich wieder zugeworfen zu werden, es demütigt sich nur vor Gott, um in ihm sich selbst wieder zu spiegeln, sein Selbstverlust ist Selbstgenuß, die Demut Selbsterhebung; es taucht nur unter in Gott, um unversehrt wieder aufzutauchen und neu belebt an seiner eigenen Herrlichkeit sich zu sonnen, es senkt sich nur hinunter, um die Perle seines kostbaren Selbstes aus Gott wieder herauszufischen“ (S. 210).

Die Art, wie der Mensch von dieser kleinlichen Selbstgier loskommt, ist seltener unmittelbare Erhebung auf einen höheren Standpunkt als vielmehr dies, sich aus der mechanischen Umklammerung zu entlassen auf Grund der Erkenntnis, daß sie durch ihren Kampf längst schon jeden Inhalt der Ich-Form erwürgt hat. Entweder verlangt der Mensch dann nach voller Auslöschung des Ich unter dem Druck der letzten Müdigkeit, des letzten Ekels, er selbst zu sein. Ja selbst die Möglichkeit eines günstigen Ausgleichs im Jenseits vermag ihn in solcher Lage oft nicht mehr zu interessieren: das Spiel, das gegenwärtig mit ihm getrieben wird, erscheint ihm dann so ruchlos, daß er den Gedanken, dies solle später wieder geheilt und rückgängig gemacht werden, wie einen üblen Scherz empfindet. Wer wollte hierüber dann rechten? Eine Stufe höher scheint der Trieb zu liegen, sich schmerzlos im Alleinen aufzulösen — Tier und Pflanze, Berg und Welle zu werden; und auf dieser Seelenlage, die ihre wesentliche Entsprechung in bestimmten Schicksalslagen hat, pflegen die Pantheisten zu Fuß. Solche Seelenlage ist nicht mehr der Drang zur Vernichtung, so gewiß die Natur nicht nichts ist; sie ist vielmehr die gefühlte Notwendigkeit, die Leere des Ich ins Erfüllte zu verlassen, und ein anderer Ausweg als in die scheinbar greifbar vorliegende ichlose Natur scheint dann nicht gegeben. Ob man aber diesen Rückweg ins Untermenschliche, Ichlose ersehnt, oder eine Lösung nach vorwärts ins Übermenschliche, Über-Ich — das ist eine Frage der Kraft, die dafür über ist.

Der Mensch, der gänzlich zu sich selbst gekommen ist, findet bald genug, daß er die Quelle des Lebens nicht in sich hat. Das Leben verläßt ihn, und er muß, ohne es sich geben zu können, sich selbst tragen. Wer die möglichen Ausformungen dieses Verhältnisses ausgiebig kennengelernt hat, für den ist die Individualität als so oder so bestimmte und geschlossene kein großer Wert mehr. Er sucht sie zu öffnen, zu etwas hin, was selbst jene Quelle hat oder ist. Das heißt nicht, er würde sich an eine andere Individualität weg, die letztlich im selben Falle ist; sondern ihm ist jede Art Verdrängung der ausgeschöpften, abgestorbenen, nur noch peinlichen Teile

seiner selbst durch ihr lebendiges Urbild recht — ob nun das, was herauskommt, er selbst ist oder nicht. Dies ist der Sinn dessen, was die Theologen seit den Victorinern als „Reine Liebe“ bezeichnen: die völlige Hingegenommenheit von dem wahren Wesen, die auch über das nur noch schmerzhafte Selbst rein hinweggeht. Der berühmte Schulfall, der unter diesem Titel Jahrhunderte lang die Theologen in Atem hielt, nämlich ob der Mensch aus Liebe zu Gott gegebenenfalls auch seiner eigenen Verdammnis zustimmen müsse, ist nur die sinnlose Systematisierung eines Grenzfalls — nämlich des Stillhaltens im absoluten Nichts, wenn es auferlegt wird. Angelus Silesius drückt das in seiner zugespielten Weise so aus:

„Nichts ist der beste Trost: entzeucht Gott seinen Schein,
So muß das bloße Nichts dein Trost im Untrost sein.“

(Cherubinischer Wandermann II 6.)

Dieser Grenzfall bedeutet, daß alles wahre, alles anheimstellende Vertrauen nicht fürchtet, „der Dumme zu sein“; — denn wenn dies möglich wäre, wäre Vernichtung ohnehin das Wünschenswerte.

Wenn die Seele aus Haß gegen die eigene Begrenzung, Dürre, Abnützbarkeit, Schmerzhaftheit — und aus ihrer Sehnsucht nach der strömenden, dichten, verlässlichen Fülle selber — sich völlig fahren läßt: so ist einfach die Probe darauf zu machen, ob und in welchem Sinne dann etwas von ihr übrig bleibt. Ob man darnach fragt, ehe man es tut, oder ob man es auf jeden Fall tut — das ist einfach eine Frage der Dringlichkeit jenes Hasses, jener Sehnsucht. Die, welche diesen Weg weit verfolgt haben, berichten, es bleibe schließlich alles, was Wesen und Wirklichkeit besitzt, ja es gelange erst wirklich zu sich selbst. Das wäre genug. Was dies Wesentliche ist, ist dann unwesentlich.

Doch wissen wir ziemlich genau, was wir uns darunter vorstellen. Die Einswerbung mit dem Unendlichen, die wir in den großen Augenblicken des Lebens begreifend ersehnen, und die zu einem geduldig getätigten Werk des Alltags werden sollte (obwohl oft erst der unbedingte Ekel, der Wille zur Vernichtung den Anstoß dafür gibt) — sie ist eine Ganzheit, bei der das Ganze alles in allem ist, und der Teil doch erhalten bleibt — sei es auch nur, um das Ganze in sich und sich im Ganzen zu fördern, zu hegen, erkennen, lieben, genießen. Eine weitere Ausführung dieses Gedankens unterlassen wir jedoch, da man an dem Punkt, wo alle Gegensätze ausgeglichen werden, notwendig leicht in Schönrednerei verfällt, die der Wahrheit der Idee nur Abtrag tut. Dies Zusammenfallen der Gegensätze wird überhaupt nur begriffen im Maß wie es verwirklicht wird — und nur so wird auch das auszehrende rein theoretische Bewußtsein zurückgedrängt.

Inzwischen ist es allein das Vertrauen, welches die verkrampfte Überwachheit organisch zu dämpfen vermag, die ihrer selbst nur noch in der Vernichtung ledig werden zu können meint. Den Geist durch den Geist in

die Lust sprengen, dieses Rezept Ernst Jüngers hilft nicht; sondern wenn etwas, dann daß das Bewußtsein sich aufs bewußteste in sinnvollem Glauben einübe. Bewußtsein ist weithin gleich Mißtrauen. Das vordringende Vertrauen aber entläßt immer weitere Bezirke des menschlichen Seins aus der ängstlichen Überwachung durch das Bewußtsein in ein Auf-sich-beruhen von erneuter Naturhaftigkeit und öffnet sie dem unsterblichen Alleben. — Doch von allem, was eine selbstgesetzliche Linie des Menschen durch seine vielen Tode hindurch anzudeuten scheint, eine Verbürgung des „Bleibens“ durch den „Glauben“ (Jes. 7,9), darf nur mit äußerster Vorsicht geredet werden, denn nicht im Glauben, sondern in dessen Gegenstand liegt die Stetigkeit — und nur, sofern er eben dies glaubt, auch im Glauben selbst.

So weit aber vorläufig nur durch Auslöschung des Bewußtseins das Leiden an der Unwesentlichkeit aufgehoben werden könnte — so ist dies vielleicht gerade eine wichtige Instanz im Unsterblichkeitsstreite. Es gibt vielleicht Fälle, in denen das Bewußtsein gerade darum bleiben muß, weil das Leiden nicht aufhören darf, sondern zu einem Grade gesteigert werden soll, daß es dann allererst bestimmte Erkenntnisse, die gebraucht werden, hervorpreßt. Und die unzerreißliche Selbstidentität muß zuweilen vielleicht zu einem Grade von Unwesentlichkeit gebracht werden — alles an Inhalt, an Naturausstattung, an mitbekommenen Gütern muß derartig auf den Nullpunkt herab gebracht werden, daß nur noch die nackte formale Selbigkeit der Person übrig bleibt: — damit an diesem Grenzpunkt gegen das Nichts sich die Macht des Geistes offenbar werde, der sich dann nicht ins Nichts hinabfallen, sondern an sich selbst klammern und sich daran wieder ins Sein zurückzwingen soll. So zeigt sich im Bewußtsein die „ungeheure Macht des reinen Ich“, die zuerst nur negativ und zerstörend schien — wie sie Hegel in einer gewaltigen Stelle seiner „Phänomenologie“ preist (ed. Lasson S. 22). Doch auch hier wieder ist der Vorbehalt zu machen, daß wir am Punkt stehen, wo eigentlich zwar die Aussagen gemacht, aber auch gleich wieder aufgehoben werden müssen — wo alles Theoretische und Systematische so unentbehrlich gewagt wie auch seiner Zerbrechung dargeboten werden muß.

VI.

Schließlich wird überhaupt für jeden die Frage, ob die Bewußtseinstetigkeit im Tod erhalten bleibt, nach seinem Gottesbegriff entschieden. Ist Gott nur ein Wesen blinden Webens, so findet das Bewußtsein des Einzelwesens in ihm keinen Halt und muß zur Vereinigung mit ihm abgelegt werden. Ist Gott auch die höchste Form des Bewußtseins, so ist das Einzelbewußtsein und das Einzelschicksal in ihm „aufgehoben“. Darin löst sich dann auch die gleichfalls damit genau zusammenhängende Frage der Vorsehung, und besonders dessen, was die Theologen „providentia circa minima“ nennen: ein reines Scheinproblem. Die „Vorsehung für das Kleinste“ hat immer wieder den Spott derer hervergerufen, welche gegen

eine Verzießbürgerlichkeit der Religion kämpften. Dies „Kleinste“ ist eine moralische oder gar keine Bestimmung: jedenfalls keine physikalische. Wenn aber eine moralische, so ist es eben die behäbige oder angstvolle Selbstversessenheit, die den Menschen und alles Seinige klein macht. Die Vorsehung, welche dieser Selbstversessenheit genug täte, erschien in der Tat unter dem kleinlichen Bilde einer Telephonzentrale in einer Lebensmittel-Großhandlung, die unaufhörlich stecken und schalten muß, um all die Bestellungen der kleinen Kramläden unter einen Hut zu bringen. Sobald aber der Mensch vertrauend und dem Schicksal möglichst wenig nachrechnend lebt, so gibt es eigentlich nichts Kleines und nichts Großes mehr. Selbstverständlich ist es auch dann gut, für das Lebensunwichtige nicht die letzten Instanzen bewußt aufzubieten; aber aus Angst vor Kleinlichkeit und aus Besorgnis, die Vorsehung im einzelnen nicht aufweisen zu können, sie sich in einer verschwommenen Weise als allgemeine vorzustellen, führt zur Aufhebung des Begriffs selbst. Mit vollem Recht sagt Sextus Empiricus (*Phrrh. Hypot.* III 1 gegen Ende)⁹⁾ gegen das stoische Geschwätz von der „Vorsehung im Großen und Ganzen“, daß eine Vorsehung, die sich nicht auf alles erstreckt, keine ist, und daß ohne Vorsehung kein Gott ist — eine Folgerung, die er dann auch wirklich zieht. Allerdings muß einen wohl diese Folgerung mindestens sehr ernstlich angefochten haben — denn es gibt bourgeoise Damen genug, die nicht die geringste Schwierigkeit darin finden, umringt von einem Weltuntergang die richtige Temperatur ihres Kaffees und die Lieblingsspeise für ihren Pudel von der Vorsehung zu erwarten.

Eine Zweiteilung, wie Malebranche sie vornimmt, wonach Gott einfach gleich dem mechanischen Naturgesetz ist, und Christus als eine Art Privatsekretär dieser eiskalten anonymen Aktiengesellschaft die Bettelbriefe entgegennimmt und den Dispositionsfonds der Gnade entsprechend verteilt — das schiebt das Problem nur weiter. Immerhin liegt dieser Konstruktion vielleicht ein Gefühl zugrunde, das in der Tat sich immer wieder auferlegt: als ob die Vorsehung wirklich verschiedene Stockwerke hätte. Sie finde für die Wesen dumpfen Seins in einer mehr gattungshafsten Weise statt; während betreffs des Menschen, im Maße wie er die Einzelheiten seines Daseins immer rückhaltloser und vollständiger Gott unterstelle und sich den zarten Schwebungen des göttlichen Willens-Lebens in ihm zuwende und öffne, auch die Vorsehung sich unaufhörlich verfeinere und individualisiere. Der Anteil des Zufälligen am Schicksal werde damit ins Unendliche immer geringer. Schelling äußert denselben Gedanken in Bezug auf die Gesamtgeschichte. Er sagt im „System des transzendentalen Idealismus“, in einer dritten Periode derselben werde, was in den früheren

⁹⁾ In der Übersetzung dieses Werkes, die E. Pappenheim in eine dem Deutschen entfernt ähnliche Sprache vorgenommen hat (Leipzig, F. Meiner), auf S. 165/6.

als Natur und Schicksal erscheine, sich als Vorsehung entwickeln und offenbar werden. — So wie wir in den letzten Jahrzehnten gelernt haben, den Kosmos und seine Feinstruktur, die Kristall- und organischen Formen, die Seele und die Geistesgeschichte nicht mehr als Aggregat, sondern wieder als Ganzheit zu sehen, so muß uns auch das individuelle Schicksal als Gestalt erscheinen und als in seiner Gestalthaftigkeit wirklich. Aber auch hier kein Schritt ohne größte Vorsicht. Gestalt erscheint uns im Schicksal nur, wenn wir in ihm und um es kämpfen, mithin nur in Bezug auf uns selbst oder in Bezug auf Menschen, um deren Schicksal wir unter vollem Einsatz unser selbst ringen. Also keine leichtgeschürzten Urteile rein theoretischer Art über Schicksale; sie sind falsch! Will man sein Schicksal zu genau oder gar erbaulich verstehen, so ruft das, wie jedes andere mechanische Sicherungsstreben, ohne Berzug die Ausbrüche der furchtbaren schneidenden Ironie Gottes hervor. Daher auch größte Zurückhaltung in allen noch so ingeniösen Versuchen, große Gesamtschicksale zu Zwecken der Theodicee als im vernünftigen Dienst von Einzelschicksalen zu erweisen. Soweit Gedanken hierüber uns unerlässlich erscheinen, muß man sich mit dem weitesten Rahmen begnügen und auf Ausfüllung verzichten. An sich besteht zwar keine Unvereinbarkeit zwischen beiden Arten von Schicksal, selbst nicht bei den großen Kriegsschicksalen. Das Zusammenbringen von einer Million Kriegstode und ihrem angenommenen individuellen Sinn ist an sich nicht schwerer als das Zusammenbringen von einer Million anderer Schicksale, deren individueller Sinn irgendwie im Weltgeschehen zusammengehen soll. Die Kleinlichkeit setzt erst ein, wenn wir das Gesamtgeschehen mit seinem Eigen-Sinn als dem Einzelschicksal bloß dienstbar und werkzeughaft untergeordnet annehmen zu müssen glauben. Die Möglichkeit, etwa ein großes, in seinem Eigenwesen aufrecht erhaltenes Völkerschicksal auch als jedem Einzelwesen genugtuend zu denken, können wir aber vielleicht auf folgende Weise andeuten. Auch in den großen Meisterwerken der Menschenkunst decken sich die verschiedenen, an sich ganz wesensverschiedenen Abmessungen wie durch ein Wunder an Künstlichkeit: so allgemein Ausdruck und Sachdienlichkeit, so im Staate Organismus und vernünftige Wohlfahrtsanstalt, in der Malerei Zeichnung und Farbe, in der Baukunst Schauseite und Innenstruktur, in der Musik Melodie und Harmonie — ohne daß das eine dem andern bloß diente. Bei den größten Künstlern sehen wir das Erdenliche an scheinbar willkürlich zusammengestellten Selbsterschwerungen überwunden — etwa in Bachs „Kunst der Fuge“ — und was herauskommt, ist volles Aus-sich-strömen freien Lebens. Wir sehen hier eben die Form selbst mit allen ihren Dimensionen aus ihrem Mutterschoß entspringen in der Eindeutigkeit eines organischen Vorgangs, aber nicht typisiert, sondern völlig individuell — etwa wie die Entfaltung eines Blätterdachs aus einem Vegetationspunkt, wo Form und Stellung jeden Blattes in sich zentriert erscheint und doch mit Form und Stellung aller andern zusammentrifft

und mit diesen ein gesformtes Ganzes ergibt¹⁰⁾). So ist auch in der Vor- sehung das Individuelle unmittelbar substantiell. Es findet vorwärts seine individuelle Erfüllung von der allgemeinen Substanz her im Maße, wie es sich auf sie zurück nehmen lässt. Der Mensch ragt nicht mit seiner individuellen Bewußtheit und deren Verwicklungen im Haupt über einen Gott ins Leere hinaus, der nur dumpf seine Füße umsinge. Die Vorsehung ist Ein-und-alles.

Wer aber nicht den Gedanken zu fassen vermag, daß hier nur die Haltung des Menschen, nicht deren Gegenstände „klein“ und „groß“ sind, der kann auch auf negativem Wege überzeugt werden. Die Idee physikalischer Kleinheit oder Größe vor Gott ist unvollziehbar. Die Gesamtheit der Dinge mag soweit vielleicht in Gottes Blick liegen gleich einer mathematischen Reihe. Die Richtungen dieser Reihe können wir, wenn wir von einem absoluten Maßstab durch das Menschsein absehen, nicht mehr „Groß“ oder „Klein“, sondern „Größer“ und „Kleiner“ — oder, bei Annahme einer Unendlichkeit dieser Reihe in abstrakter Weise „Plusrichtung“ und „Minusrichtung“ nennen. Wobei es natürlich willkürlich ist, wo plus, wo minus hingelegt wird. Wenn aber seit dem Einbruch des Unendlichkeitsgedan- kens das „Kleine“ und doch für den Einzelnen so Wichtige des Einzel- schicksals kaum noch Mut zu sich selbst hat — auch für die Gegenwart der hier eintretende Gedanke einer göttlichen „Liebe“ zum Einzelnen jedenfalls nicht mehr einen natiiven Erklärungsgrund abgibt — so kann doch gerade aus dem Unendlichkeitsgedanken eine Überwindung dieser Schwie- rigkeit erfolgen. Wenn das Individuum nicht Mittelpunkt des Weltalls ist, so ist es darum als solches immer noch so gut wie jedes andere Individuum, aus denen allen zusammen eben das Weltall besteht. Vor dem Unendlichen ist das Große und das Kleine gleich viel: entweder Nichts, oder grundsätzlich irgendwie Alles, je nachdem was das Unendliche selbst ist, ob Nichts oder Alles. Um dies „Alles“ aus dem Individuum her- auszuholen, auch nur soweit unser Blick ohne Verschwimmen reicht, ist Unsterblichkeit vonnöten.

¹⁰⁾ Wir denken etwa an das eindrückliche Bild des Knotenfuß (Streptopus amplexifolius) unserer Bergwälder.